



Stettiner Zeitung.

Morgen-Ausgabe.

Sonntag, den 26. August 1883.

Nr. 396.

Deutschland.

Berlin 25. August. Dem „Standard“ geht über die jüngste französische Niederlage in Tonkin folgender telegraphischer Bericht zu:

Am 15. August um 2 1/2 Uhr Morgens verließ die unter den Befehl des Generals Voulet gestellte französische Streitmacht Hanoi. Dieselbe war in drei Kolonnen von je 500 Mann und vier Kanonen eingetheilt. Ihr Zweck war, das Land von der schwarzen Flagge bis Son-Tat zu säubern und dann diese Stadt zu belagern. Die rechte Kolonne unter Oberst Reville rückte längs des Flußufers vor und 5 Kanonenboote begleiteten sie, um sie nöthigenfalls zu unterstützen. Nachdem die Kolonne 5 Meilen den Fluß entlang vorgerückt war, fand sie den Feind in einer verhängenen Stellung. Die Kanonenboote eröffneten ihr Feuer, und das Boot wurde ohne große Schwierigkeit erstickt, dergleichen eine ähnliche Schanze hinter demselben. Hinter dieser Schanze lag ein durch ein starkes Netz gedrehtes Dorf. Dieses Netz war durch eine furchtbare Palisade aus Bambusrohren geschützt. Nachdem die Kanonenboote das Netz beschossen hatten, rückten die Truppen vor, um dasselbe mit dem Bayonet zu nehmen, aber so energisch war die Vertheidigung, daß sie zurückgeworfen wurden. Nachdem die Kanonenboote das Netz abermals beschossen hatten, wurde der Sturm wiederholt, aber mit ähnlichem Resultate. Dreimal machten die französischen Truppen verzweifelte Anstrengungen, die Verhängungen zu nehmen, nachdem die Kanonenboote den Weg dazu jedesmal durch eine einstündige Kanonade gebahnt hatten. Um 5 Uhr Abends beschloß Oberst Reville, da er fand, daß seine Versuche fruchtlos waren, bis zum Morgen zu warten, ehe er den Angriff erneuere. Inzwischen war die Mittelkolonne unter Oberst Coronat zuerst nur auf schwachen Widerstand gestoßen, indem der Feind sich vor ihr zurückzog, augenscheinlich in Uebereinstimmung mit einem vorher arrangirten Plan. Um 1 Uhr besetzten die Franzosen das 7 Meilen von Hanoi gelegene Dorf Venot und warteten dann das Ergebnis der Umgehungsbewegung, welche von der linken Kolonne ausgeführt werden sollte, ab, da eine starke Reconnoissance nach vorwärts einige starke Werke enthüllte, die zu umgeben in Folge der überschätzten Felder auf der Seite der Straße, auf welcher der Vormarsch vor sich gehen mußte, unmöglich war.

Die linke Kolonne, befehligt vom General Thier, rückte auf derselben Straße vor, die vor einigen Monaten von Oberst Riviere auf seiner verhängnisvollen Reconnoissance genommen worden

war. Die linke Flanke dieser Kolonne wurde gedeckt durch eine Abtheilung von mit Hinterladern bewaffneten 400 chinesischen Hülfstruppen der gelben Flagge. Sie passirte den Schauplatz des früheren Treffens, ohne auf Widerstand zu stoßen, erreichte um 1 Uhr das Dorf Bong und fand, daß die Straße jenseits durch eine starke Verhängung gesperrt war. Die Artillerie eröffnete ihr Feuer und unter dessen Schutze rückte die Kolonne vor. Sie stieß darin auf die größte Schwierigkeit, da das Terrain auf jeder Seite der Straße unter Wasser stand, und die Truppen marschirten so tief im Morast, daß die Pferde, von denen viele zum ersten Male in ihrem Leben im Harnisch stiegen, nicht von der Stelle wollten, und die Mannschaften sich selber vor der Kanonen spannen mußten. Die Chinesen reservirten ihr Feuer, während die Franzosen sich mühsam dahinschleppten. Innerhalb 300 Meter Entfernung von den Schanzen eröffneten die Franzosen das Feuer. Eine Zeit lang schwebte der Feind, aber dann eröffnete er eine furchtbare Flutlade auf die dahinzulebende Kolonne und hemmte ihren Vormarsch. Es wurde nun offenbar, daß das Netz durch einen direkten Angriff nicht genommen werden konnte und daß die Hindernisse für eine Flankenbewegung unüberwindlich waren. Als die Kolonne ihren Rückzug antrat, kam der Feind mit lautem Triumphgeschrei aus seinen Werken heraus und schritt mit wehenden Fahnen und vieler Kühnheit zur Verfolgung. Die Schwarzflaggen waren sehr zahlreich und mit Gewehren bewaffnet. Sie plünderten bewundernswürdig, bedrängten die Kolonne und bedrohten sie an beiden Flanken. Gegen 2 Uhr gestaltete sich die Lage äußerst ernst. Die Kolonne deploirte und die Artillerie eröffnete ein Granatenfeuer auf den Feind, aber trotzdem setzte er die Verfolgung fort. So gekommen waren die Franzosen durch die Schwierigkeiten des Terrains, daß sie nach zweistündigem heißen Kampfe nur eine Meile retririrt waren. Sie hielten ihre Ordnung treulich aufrecht und trugen alles vom Felde. Bis 4 Uhr bedrängte der Feind hart die retririrte Kolonne; die Truppen wichen Schritt um Schritt zurück und hielten sich dem Feind mit großer Stetigkeit vom Leibe. Um diese Stunde hörte die Verfolgung plötzlich auf und der Feind zog sich zurück. Die Kolonne setzte ihren Marsch ohne weitere Beilegung fort und erreichte Hanoi um 7 Uhr Abends erschöpft und ermattet durch den Marsch und 14stündigen Kampf.

Die Zentrumskolonne blieb bis 5 Uhr Nachmittags angesichts der feindlichen Stellung, hoffend, daß die linke Kolonne durch Vorrückung der Um-

gehungsbewegung den Feind zwingen würde, seine Stellung zu räumen. Plötzlich erfolgte ein Angriff von allen Seiten auf das Dorf, welches sie hielt. Es hatte indeß den ganzen Tag hindurch stark geregnet und das Wasser stieg so rasch, daß der Feind bald gezwungen wurde, den Angriff einzustellen. Verstärkungen erreichten die Kolonne von Hanoi und am nächsten Morgen trat sie den Rückzug an. Sie wurde auf dem Marsche nicht behelligt und erreichte die Stadt um 2 Uhr Nachmittags. Die rechte Kolonne behauptete ebenfalls ihr Terrain die ganze Nacht hindurch und am Morgen fand sie, daß die Verhängungen, welche zu nehmen sie vergeblich versucht hatte, während der Nacht geräumt worden waren. Der französische Verlust beträgt einer amtlichen Schätzung zufolge 12 Tödt, darunter 2 Offiziere, und 54 Schwerverwundete, auch sind etwa 30 Mann chinesische Hülfstruppen gefallen. Während des Kampfes und nach demselben fuhr der Fluß fort, anzuschwellen und erreichte ein Niveau, welches höher ist, als irgend eins in früheren Jahren. Das ganze Delta ist überschwemmt, viele Dörfer sind zerstört worden und tausende von Menschenleben sind verloren gegangen. Ueberall herrscht der größte Nothstand.

Der diesjährige Herbstversammlung des Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit, welche in Dresden stattfinden wird, darf man mit Fug ein erhöhtes Interesse zuwenden. Es soll auf diesem Vereinsstage eingehend über die Trunksucht als Ursache zur Verarmung verhandelt werden. Man kann nicht erwarten, daß es bei dieser Verhandlung, welche so ziemlich die erste sein mag, in welcher das Thema eingehend und systematisch erörtert werden soll, zu irgend einem Endergebnisse kommen werde. Dazu ist das Thema, welches an sich schon uralte genannt werden kann, doch noch zu neu für eine systematische Behandlung. Eine über den tatsächlichen Umfang des Uebels, dessen Bekämpfung immer gefordert, auch bald von dieser, bald von jener Seite versucht worden ist, zuverlässige Auskunft ertheilende Statistik giebt es zur Zeit noch nicht. Bei Gelegenheit der vor zwei Jahren von der Reichsregierung angeordneten statistischen Aufnahme über die Häufigkeit der Unfälle in Fabriken und die daraus folgende Hülfbedürftigkeit hat nur die sächsische Regierung auch die Trunksucht in die Reihe der zu ermittelnden Ursachen gestellt. Aber es leuchtet ohne Weiteres ein, daß damit nur ein theilweise brauchbares Material gewonnen werden kann, während ein erschöpfendes gebraucht wird. Man kann unter solchen Umständen ausrechen, daß in der Herbstversammlung des Vereins man sich zunächst

mit den Mitteln wird beschäftigen und darauf wird beschränken müssen, durch welche man zu einer genaueren Uebersicht über den Umfang des Uebels wird gelangen können. Wenn sich herausstellt, daß dies nur unter Beihilfe der Staatsgewalt möglich ist, so wird man dieselbe anrufen und ihr die Fingergelbe dafür anbieten müssen, wie zu verfahren ist. Die Regierungen werden sich eventuell dem an sie ergehenden Rufe nicht entziehen dürfen und wollen. Denn es ist dringend erforderlich, daß man, statt fortzufahren mit vergeblichen Klagen, die bläher, ernstlich Hand anlege zur Ausrottung oder Zurückdrängung eines die Gesellschaft vergiftenden Uebels, welches die Last der Armenpflege immer höher steigert. Man kann nicht in Abrede stellen, daß das Uebel in früheren Zeiten in weit höherem Maße gewisse Klassen der Gesellschaft heimgesucht und körperlich und geistig bedrückt hat. Es hat sich im letzten Menschenalter sehr erheblich verringert, seitdem der Genuß von Bier, Kaffee u. s. w. eine weitere Verbreitung gefunden hat. Man muß aber erwägen, daß die Pflichten der Gesellschaft gegen verwaiste Mitglieder derselben in weit stärkerem Maße gewachsen sind. Diese Steigerung der moralischen und gesellschaftlichen Last der Gesellschaft steigert die Armenbudgets aller großen und kleinen Gemeinden im Lande nachgerade zu unerträglicher Höhe, und Niemand wird in Abrede stellen dürfen, daß eine wirksame Bekämpfung der Trunksucht, namentlich des Alkoholgenußes, ein Bedeutendes zur Erleichterung dieser Last beitragen oder wenigstens gelassen würde. Verarmten, die aus anderen Ursachen in diese hülfbedürftige Lage gerathen sind, ausgiebiger Beistand zu leisten. Den Kampf gegen dieses gesellschaftliche Uebel mit Kraft und Einsicht aufzunehmen, ist eine Pflicht der Gesellschaft und der öffentlichen Gewalt in Gemeinde und Staat. Die sich von selbst aus der Idee des praktischen Christenthums ergibt, welches jetzt so entschieden in den Vordergrund gestellt wird. Die prompte Erfüllung dieser Pflicht ist weit brüßlicher, als manche andere Projekte dieser Art, die wenig Aussicht auf Erfolg haben. Sie würde nicht bloß der Gegenwart, mehr noch der Zukunft der Nation zugute kommen, wenn man wenigstens der nächsten Generation das Uebel, wenn nicht ersparen, doch wenigstens erheblich erleichtern könnte. Bei der näheren Erörterung der Frage wird sich hoffentlich auch herausstellen, in welchem Maße eine Regierung ihre Pflicht gegen die Zukunft der Nation verlegt, wenn sie sich fürchtet, sich zu weigern, die Erzeugnisse von Branntwein zum Genuße endlich angemessen und rationell zu besteuern, statt derselben ungerechtfertigte Begünstigungen zuzuwenden.

widlung das Leben auf dem Lande nicht wenig beirrägt.

„Das ist ein Unglücksdage!“ sprach er ängstlich, indem er sich zum fünftenmale gesetzt sah. „Nicht für mich,“ bemerkte Marthe mit einem machiavellischen Lächeln die Karten mischend. „Hören wir auf, um Geld zu spielen, nicht Du?“

„Um was denn?“

„Lass uns um Pferde spielen.“

„Das ist ein guter Einfall!“ rief Sergei.

„Wir wollen sehen, ob mit Pferden das Glück mir günstiger sei, als mit Rubeln.“

Er begann das Spiel mit neuem Eifer, gewann, verlor, verlor wieder und schuldete am Ende drei Fohlen und tausend Rubel.

„Ich würde bis um Mitternacht verlieren,“ sprach er mutlos, „es lohnt sich nicht der Mühe, fortzuspielen.“

„Soll ich Dir Deine Revanche geben?“ fragte Marthe.

„Ich bitte Dir Alles, was Du verloren hast... gegen...“

„Gegen was?“

„Gegen Lebeda.“

„Ich danke Dir,“ sprach Sergei lachend. „Leber will ich Dich bezahlen. Aber welche Fähigkeit!“

„Suche er fort, indem er zu seinem Sekretär hinschritt und daraus die Summe nahm, die er verloren hatte.“

„Du bist nicht reich an Ideen, aber diejenigen, die Du hast, sind fest.“

„Deine Hündin gefällt mir...“ erwiderte Marthe und schaute zum Fenster hinaus.

„Nun, mein Lieber, dann kommst Du Dich rühmen, in Deinem Leben eine unglückliche Leidenschaft gehabt zu haben.“

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Lebeda.

Aus „Kurze Geschichten“ von H. Greville. Im „Bund“ wiederabgedruckt von S. Men.

(Fortsetzung.)

Sergei sprach eines Tages von dieser Verlegenheit in Marthe's Gegenwart, der sich nach landlicher Weise ohne Zeremonie und Einladung zum Essen bei ihm eingeladen hatte.

„Ich habe, was Du brauchst!“ sagte Marthe, der auch ein Geflügel besaß. „Meine Pferde sind nicht so schön, aber kräftiger als die Deinen. Du ziehst nur Kuruspferde auf!“

„Ich liebe Alles, was schön ist,“ gab Manouf ruhig zur Antwort.

„Lebeda!“ kam und legte ihren Kopf auf ihres Herrn Schulter, indem sie ihn zärtlich anschaute.

„Ich liebe Dich, weil Du schön bist,“ sprach er zu seinem Hunde und küßte sanft den schlanken Kopf mit den achtgleichen Augen.

„Wißt Du, daß ich Dir ein Pferd verschaffe?“ wiederholte Marthe.

„Sehr gerne! Was verlangst Du dafür?“

„Lass uns tauschen! Gib mir Deine Hündin und nimm dafür mein Pferd.“

„Ich danke schön, das ist mir zu theuer!“ erwiderte Sergei lachend. „Wir sind zwei Kameraden, ich und „Lebeda.“ Ich würde niemals meinen Bruder verkaufen; gestatte mir, meine schöne Freundin zu behalten. Uebrigens würde sie Dir niemals folgen.“

Marthe antwortete nicht und warf dem herrlichen Thier einen bösen Blick zu.

„Ist es wahr,“ fragte er nach ziemlich langem Schweigen, „ist es wahr, „Lebeda“, daß Du mich nicht als Deinen Meister anerkennen möchtest?“

Das Thier wandte gleichgültig den Kopf nach ihm hin und heftete wieder seine Augen auf Sergei.

„Wißt Du mit ihm gehen?“ fragte dieser, auf Marthe zeigend.

„Lebeda“ erhob sich mit der trägen Grazie ihrer Race; eine schlangenartige Bewegung durchlief ihren Körper, sie dehnte sich lang auf den Vorderpfoten und nährte sich dann Marthe, ihn von allen Seiten beschmüppend. Dieser hielt die Hand aus, um sie zu streicheln.

Da wich sie zurück mit drohendem Knurren und wies ihm ihre weißen, nadelspigen Zähne.

Sergei lachte.

„Ihr würdet schlimm miteinander fahren,“ sagte er; „still, still, meine Schöne, komm her und laß ihn in Ruhe.“

Nicht ohne nochmaliges Knurren gehorchte das edle Thier.

Marthe folgte ihm mit haßerfüllten Blicken.

Wenn Du mein sein wirst, dachte er, dann wirst Du wohl oder übel Deine feindliche Haltung aufgeben müssen.

Ein Monat verging. Sergei hatte anderswo das Pferd gefunden, das er brauchte; die Herbstjagd hatte begonnen und an jedem Morgen ging er, ehe die Sonne aufging, mit „Lebeda“ in die Felber. Niemals kehrten sie zurück, ohne zwei oder drei Hasen mitzubringen, welche die Hündin kunstgerecht erlegt hatte, ohne je mit einem Tropfen Blutes das schneefarbene Kleid zu beflecken, auf welches sie so stolz war; mit einem einzigen Biß gebrüllte sie dem armen Thier die Rippen, ohne dessen Fell

zu verletzen. Sergei hatte den Fußboden seines Zimmers mit den Fellen der Hasen tapetiren lassen, die sie ihm auf diese Weise gebracht.

Von einer Beizreise zurückkommend, kehrte Marthe zur Nacht bei seinem Freunde ein. Am folgenden Morgen begleitete er ihn auf die Jagd und als er nun die schöne Jägerin im Elir ihres Amtes sah, stieg doppelt mächtig wieder der Wunsch, sie zu besitzen, in ihm auf.

„Verlaufe mich das Thier,“ Sergei, ich bitte Dich,“ sprach er zu Manouf.

„Nein, ich sagte Dir's ja schon,“ gab dieser trocken zur Antwort. „Es ist mir unbegreiflich, daß Du nicht begreifst, wie es mich verdrößt, Dir etwas abzuhängen zu müssen,“ fügte er lachend hinzu, um die Härte seiner Antwort zu mildern.

„Dann werde ich sie Dir stehlen,“ sprach Marthe grob.

„Versuch's!“ erwiderte Sergei, der an einen Scherz glaubte. „Du würdest sie keine zwei Stunden behalten, ehe sie nicht schon den Heimweg einschlägt.“

Zur Frühstücksstunde näherten die beiden Freunde sich dem Hause. Sergei bemühte sich, dem Nachbar keinen Mißmuth zu zeigen und war lebenswürdig als je.

Es hatte zu regnen angefangen, ein Spaziergang war nicht mehr möglich; Marthe schlug eine Partie Piquet vor, man brachte Karten herbei.

Manouf war kein geschickter Spieler. Er war zerstreut, wie Alle, die das Spiel langweilt und diese Zerstretheit kam ihm endlich theuer zu stehen. Er hatte eine bedeutende Summe verloren und wurde nervös. Sein Mißgeschick reizte ihn; nicht des verlorenen Geldes wegen, die Ursache davon war ein eigenthümlicher Aberglaube, der tief im Gewölbe des Russen wurzelt und zu dessen Ent-

— In der „Budapester Korrespondenz“ liegen heute die ersten näheren Nachrichten über die Ergebnisse der Ministerberatungen in Wien vor. Das offizielle Organ schreibt: „Sobald die nöthigen allseitigen Vorkehrungen getroffen sind, um eine rechtmäßige Verteidigung des ungarischen Wappens in Kroatien, von welcher Seite immer, absolut unmöglich zu machen und überhaupt jedwede Störung der öffentlichen Ruhe sicher hintanzuhalten, erfolgt die Wiederanbringung der mit kroatischer und ungarischer Aufschrift versehenen Wappenschilder genau an derselben Stelle, von welcher sie herabgerissen wurden, und zwar unter einer bestimmten Feierlichkeit; im Uebrigen bleibt die Wappenfrage bis zur Entscheidung des allein kompetenten Reichstages in dem jetzigen Stadium. Dem Banus Grafen Brascovic bleibt es natürlich überlassen, die Beschlüsse des Ministerrathes zu vollführen und dann auch dafür zu sorgen, daß alle Regierungsorgane ohne Ausnahme in loyalster Weise ohne Rückhalt für dieselben einstehen und seine Anordnungen respektiren oder die Verantwortung einem anderen zu überlassen. Die gemeinsamen Minister haben an den jüngsten Beratungen, in welchen ausschließlich die Unruhen in Kroatien besprochen wurden, theilgenommen, da es doch für die gemeinsame Regierung weder in Bezug auf die Rückwirkung im Auslande und noch weniger bezüglich des angrenzenden Bosniens gleichgültig sein kann, ob in Kroatien Unruhen sind oder Ordnung herrscht, und für die Sicherstellung der Ruhe eventuell auch die Mitwirkung des gemeinsamen Kriegeministeriums in Anspruch genommen werden kann.“

Die Ungarn sind danach mit allen ihren Forderungen durchgebrungen. Den Nationalen in Agram die subtilen Zugständnisse, welche ihnen durch die Betrüßung auf die Zukunft gemacht werden, zu verberlichen und damit erneute Erseßte zu verhindern, wird jedenfalls schwer werden.

Der Mitarbeiter des „Temps“, welcher den französischen Kriegsminister, General Lhébaut, bei dessen Inspektion die Befestigungen gegen Deutschland begleitet hat, schreibt in einem aus Belfast, 20. August datirten Bericht die Schilderung seiner Eindrücke wie folgt: „Die Grenze ist abgeklärt, unsere Forts sind gebaut; Niemand vermag etwas daran zu ändern, falls man nicht Millionen vergeuden und die öffentliche Meinung von neuem irreführen will. Von der Seite welche wir heute brendet haben, bringen wir den beruhigenden Eindruck mit, daß so viele Anstrengungen nicht vergeblich gewesen sind, und daß Frankreich in Zukunft ruhig hinter dem uneinnehmbaren Wallen abruhen wird, den seine Söhne errichtet haben. ... Nichts ist heiliger als das patriotische Gefühl; man darf an dasselbe nur mit der größten Umsicht appelliren, denn der blühende Zweifel ist ebenso verdammenwerth wie das unbedingte Vertrauen. Wenn das letztere zu Katastrophen führt, so erniedrigt der erstere die Seelen und drückt die Charaktere herab. Vor dem Bräuen und der Furcht gebe ich der wackrigen Klugheit den Vorzug.“

Ueber die Cholera liegen heute folgende telegraphische Nachrichten vor:

Kairo, 23. August. (Meldung des kaiserlichen Bureaus.) In der Zeit vom 21. d. Mts. früh 8 Uhr bis zum 22. d. Mts. früh 8 Uhr sind im Ganzen 209 Personen an der Cholera gestorben.

Die königlich niederländische Regierung hat aus Anlaß des Auftretens der Cholera in Syrien und Smyrna die syrischen Häfen und Smyrna für unrein erklärt.

Das auswärtige Amt in London hat den ersten Bericht des Generalarztes Dr. Hunter über die Cholera-Epidemie in Egypten der Öffentlichkeit übergeben. Nachdem Dr. Hunter die Meinung ausgedrückt, daß der Typus der Epidemie in allen wesentlichen Absichten sich von der Cholera, die er häufig in Indien zu beobachten Gelegenheit hatte, nicht unterscheidet, fährt er fort: „Es ist erfreulich für mich konstatiren zu können, daß die Seuche in Abnehmen ist, obwohl sie sich immer weit verbreitet im Lande ist und der Typus ist, wie üblich, die abnehmende Epidemie viel weniger heftig. Die Zahl der bis zum 31. Juli angewendeten Todesfälle vor dieser Krankheit soll sich auf 12,600 belaufen. Die Registrierung ist indess so mangelhaft, daß diese Angabe mit vielem Vorbehalt akzeptirt werden muß. Ich bin geneigt zu denken, daß das Doppelte dieser Ziffer nicht zu hoch gegriffen ist. Die Organisation des Medizinal-Departements ist in einem äußerst primitiven Zustande und viele der Beamten desselben sind gänzlich unfähig. Letztere werden geradezu der Unwissenheit und der Vernachlässigung ihrer Pflichten durch persönliche Furcht beschuldigt.“

Ausland.

Paris, 24. August. Der seit Wochen erwartete Tod des Grafen Chambord hat hier geringe oder gar keine Sensation erregt, vielmehr die royalistischen Organe mit Transcand vernehmen und alle Journale lange Spalten über den Verstorbenen veröffentlichen. Die „Républ. française“ meint, unter den gegenwärtigen Umständen sei der Tod des Grafen kein politisches Ereigniß. Das „Journal des Débats“ bemerkt, dieser Tod könne das republikanische Regime, welches durch eine weit überwiegende Majorität des Landes angenommen ist, nicht erschüttern. Die monarchistischen Blätter glauben, daß eine aufständische und vollständige Einigkeit der royalistischen Partei gesichert sei. Der „Soleil“ führt aus, die Stunde sei noch nicht gekommen, zu sagen, welche weiteren politischen Folgen der Tod Chambords haben könne. Das königliche Haus in Frankreich sei mit ihm nicht verschwunden;

die ältere Linie sei zwar erloschen, die jüngere lebe aber fort.

In politischen Kreisen interessiert nur die Frage, wie sich der Graf von Paris als legitimer Nachfolger berechnen wird, um den an ihn von den Royalisten gestellten Anforderungen zu genügen und gleichzeitig der Regierung der Republik keinen Anlaß zur Aneignung zu geben. Die Situation des Grafen wird von einem republikanischen Blatte also bezeichnet: „Infidèle, s'il s'abstient, et rebelle, s'il agit!“ „Treu, wenn er sich zurückhält und ein Rebell, wenn er handelt!“ Mehrere Abendblätter melden, der Vöcher habe bereits heute Mittags eine Besprechung der Prinzen und der Chefs der Royalisten stattgefunden, und die unverzügliche Abreise des Grafen von Paris nach Frohsdorf sei beschlossen worden. Andererseits wird berichtet, diese Abreise sei vertagt worden, bis das Datum der Beisehung in Öbz bestimmt sei. Hier gilt als unabweisbar, die Regierung werde, falls der Republik feindselige Kundgebungen erfolgen sollten, sämtliche Mitglieder der Familie Orleans des Landes verweisen.

Der Tod des Grafen Chambord hat die Pressekampagne anläßlich des Artikels der „Nordd. Allg. Ztg.“ etwas in den Hintergrund gedrängt, obgleich alle Blätter fortfahren, ihrer Entrüstung über die angebliche falsche Anschuldigung Luft zu machen und die deutsche Presse zu beschuldigen, daß sie eine systematische Lüge gegen Frankreich betreibt. Mit großer Befriedigung drucken die Journale den to mischen Artikel der „Times“, ab, worin die Warnung von Seiten der „Nordd. Allg. Ztg.“ als eine Insulte Frankreichs bezeichnet wird. Die „Times“ sollte doch wissen, daß die von ihr verlangte offizielle Reklamation seitens der deutschen Regierung gerade die unvermeidliche Folge gehabt hätte, die Gesandte eines Krieges heraufzubeschwören. (Nat. Ztg.)

Paris, 24. August. Das Rochefort'sche Blatt „Intransigent“ giebt eine Erklärung ab, aus der hervorgeht, daß das Fest für die Berühmtheiten von Jochia nicht nur einen internationalpolitischen Zweck verfolgt, sondern sich vorwiegend auf reaktionärem Boden bewegen will.

„Alle Blätter“, schreibt es, „waren eingeladen, einem Werke der Menschlichkeit beizutreten; wir haben uns ihm mit aufrichtiger Eilfertigkeit angeschlossen und unsere Kräfte zur Verfügung des Komitees gestellt. ... Jetzt erfahren wir aber, daß in den letzten Sitzungen desselben politische Bestrebungen und Parteihass in lächerlichen Anträgen zu Tage traten, welche darauf abzielten, dem Feste vom 26. August einen ausgesprochen reaktionären Charakter zu geben. Wie man hört, soll die „Marzellaise“ untersagt sein; ja noch mehr, die Intention der französischen Republik sollen von den Schildern und Drisammen im Tullerengarten verschwinden. Kurz, es handelt sich nicht nur darum, den Jesuiten zu Hülfe zu kommen, sondern um eine Kundgebung gegen die republikanische Form. Wenn die Klänge der „Marzellaise“ den Ohren der Monarchisten weh thun, so ist nicht abzusehen, warum wir Republikaner die italienische Königshymne anhören sollten; und wenn die Anfangsbuchstaben R. F. das Auge einiger Reaktionäre verlegen, so hätten wir unsererseits das Recht, zu verlangen, daß man das Wappen des Hauses Savoyen wegschaffe.“

Provinzielles.

Stettin, 26. August. Wie uns der Vorstand des Stettiner Hausbesitzer-Vereins mittheilt, sind von demselben an den Herrn Polizei-Präsidenten und den Magistrat Petitionen entsendet worden, und zwar an den Herrn Polizei-Präsidenten die folgende: Hochgeborner Herr Graf, Hochgeborner Herr Polizei-Präsident!

Die von Ew. Hochgebornen unterm 11. d. M. erlassene Polizei-Verordnung, die Befestigung der Verschlußvorrichtungen an Stubensöfen betreffend, hat die gutgemeinte Absicht, den durch Kohlendunst selten vorgekommenen Unglücksfällen vorzubeugen. Da die Ausführung dieser Verordnung für die Hausbesitzer enorme Kosten, und für die ganze Bevölkerung Verschwendung an Brennmaterial zur Folge haben würde, so fühlen wir uns verpflichtet, Ew. Hochgebornen Folgendes vorzutragen.

Bei dem gewaltigen Aufschwung des Verkehrs und der Industrie gehen jährlich viele Menschenleben — theils durch Unvorsichtigkeit — zu Grunde. Polizei-Verordnungen können daran wenig ändern. So lange Feuerungsanlagen bestehen, sind Wissenschaft und Praxis unablässig bemüht — um Brennmaterial zu ersparen —, den Verbrennungsprozeß zu reguliren, welches nur durch eine zweckmäßige und gefahrlose Verschlußvorrichtung erreicht werden kann, durch Dsenstöhren nur sehr unvollkommen.

Aus amtlichen Quellen haben wir ermittelt, daß jetzt in Stettin circa 19,800 Wohnungen sind, jede Wohnung durchschnittlich mit 4 Dsenen, sind 79,200 Dsenen. Angenommen, daß 1/4 davon, in den Wohnungen reicher Leute, jetzt schon ohne Verschlußvorrichtungen sind, so bleiben 59,400 Dsenen zu verändern. — Nach Gutachten Sachverständiger würde die Umänderung eines Dfens durchschnittlich 10 Mark kosten, also für die Hausbesitzer 594,000 Mark, manchen 1000 bis 1500 Mark. — Voraussichtlich werden viele Mieter, welche mit der Verschaffenheit ihrer Dsen zufrieden sind, sich die mit der Veränderung verbundene Verunreinigung der Wohnung nicht gefallen lassen, oder eine bedeutende Entschädigung vom Hauswirth verlangen. — Nach den von uns angestellten Ermittlungen ist der Verbrauch an Brennmaterial für einen Dfen durchschnittlich 20 Pf. täglich, macht für 6 Wintermonate 36 Mark. Es wird demnach in den 59,400 Dsenen für 2,138,400 Mark Brennmaterial verbraucht. Diese Berechnungen sind vielleicht nicht zutreffend und mögen von berufener Seite berichtigt werden.

Erfahrungsmäßig (ist in Berlin nachgewiesen) erfordern Dfen ohne Verschlußvorrichtung 25 bis 30 Prozent mehr Brennmaterial, folglich würde dann in Stettin für 534,600 Mark mehr verbraucht werden. — Nach unserer Ansicht ist es eine Härte, wenn wegen einiger unvorsichtiger Leute die ganze Bevölkerung in Mittelbedrängnis gezogen werden soll, da ohnehin in allen Berufsständen Ueberproduktion und Mangel an Arbeitsverdienst ist. Der Mittelstand und unsere ärmern Mitbürger würden am empfindlichsten von der Ausführung der Polizei-Verordnung betroffen werden. — Wie Ew. Hochgebornen der Ihnen übersandten Denkschrift ersuchen haben, leiden die Hausbesitzer ohnehin schon unter einer enormen und ungerechten Steuerüberbürdung, für manche würde die Durchführung der Polizei-Verordnung den Ruin herbeiführen.

Es ist nachgewiesen, daß jährlich viele Millionen Mark für Brennmaterial an das Ausland bezahlt werden müssen, und es wird vielfach darauf Bedacht genommen, dies so viel als möglich zu beschränken. Es würde sich empfehlen, wenn solche Bestrebungen durch Polizei-Verordnungen unterstützt würden. Durch die in Rede stehende Polizei-Verordnung — wenn überall eingeführt — würde die Schädigung des Nationalvermögens um viele Millionen Mark vermehrt werden.

Wir sind der Ansicht, daß der beabsichtigte Zweck ebenso gut erreicht werden kann, wenn die Dsenstöhren mit Klappen, welche Spielraum haben, aber mit einem Loch von 2 Zentimeter Durchmesser versehen werden — Bei Dfen ohne Verschlußvorrichtung sind Unglücksfälle auch nicht ausgeschlossen.

Wir haben uns erlaubt, ein Dsenrohr als Muster im Nachfolgenden abzugeben.

Aus allen diesen Gründen bitten Ew. Hochgebornen wir ganz ergebenst, die Polizei-Verordnung vom 11. August dahin abzuändern, daß bei Neu- oder Umsetzen der Stubensöfen die von uns vorgeschlagene Verschlußvorrichtung angebracht werden muß. Der Vorstand des Hausbesitzer-Vereins.

Die Petition an den Magistrat hat folgenden Wortlaut:

Einen Wohlblühenden Magistrat erlauben wir uns abschriftlich eine Petition an den Herrn Polizei-Präsidenten einzusenden, die Abänderung der Polizei-Verordnung vom 11. August betreffend, mit der gehorsamsten Bitte, das im Bau-Bureau abgegebene Dsenrohr von der Baudeputation begutachten, oder eine verbesserte Konstruktion der Dfen mit Verschlußvorrichtung ermitteln zu lassen, daß der Kohlendunst entweichen und doch der Verbrennungsprozeß regulirt werden kann, und demgemäß unsere Petition zu unterstützen.

Zugleich erlauben wir uns, einige Exemplare unserer Denkschrift beizulegen, worin die Nothstände der Hausbesitzer nachgewiesen werden.

In der Hoffnung, daß Ein Wohlblühender Magistrat die Begründung unserer Petition anerkennen und unterstützen wird, verharren treu gehorsamst.

Der Vorstand des Hausbesitzer-Vereins.

Stettin, 26. August. Zur jetzigen Zeit des Dfensens macht die „Post“ im Interesse der Kinder unsere Hausfrauen darauf aufmerksam, kein Obst mit schwarzen Punkten oder abwischaren Stellen zu kaufen. Durch wissenschaftliche Untersuchung ist festgestellt worden, daß Letztere eine Art Pilze sind, die in der Lufthöhle sich vermehren und dann Keuchhusten veranlassen. Man genieße kein Obst, ohne es zu schälen, oder wenigstens die Schale abzureiben.

— Nach dem amtlichen Organ des deutschen Kriegerebundes hat sich das Netz der Verbände desselben im vorigen Jahre bedeutend erweitert. Im Laufe des Jahres sind 30 Vereine mit 1814 Mitgliedern ausgetreten, nach deren Abzug sich am Jahresabschluß folgende Stärke ergab: 1561 Vereine mit 117,183 Mitgliedern (gegen 1402 Vereine mit 106,514 Mitgliedern des Vorjahres), mithin 159 Vereine mit 11,299 Mitgliedern Zuwachs. Auch im laufenden Jahre ist wiederum eine bedeutende Zahl von Vereinen dem Kriegerebunde beigetreten.

— Für die Turnlehrerinnen-Prüfung, welche im Herbst 1883 zu Berlin abzuhalten ist, ist Termin auf Dienstag den 20. November d. J. und folgende Tage anberaumt.

— Der unipolarte Stadtrath Herr Schmidt hat aus Gesundheitsrücksichten sein Amt niedergelegt.

— Der Amtsgerichtsrath E. F. d. in Ranzau ist als Landgerichtsrath an das Landgericht zu Stolp, der Amtsgerichtsrath Kellam in Lauenburg i. Pomm. als Landgerichtsrath an das Landgericht in Stettin und der Amtsgerichtsrath K. d. e. in Demmin als Landgerichtsrath an das Landgericht in Stargard i. Pomm. versetzt worden.

— Am Freitag Abend kam in der Zander'schen Delnühle auf der Commerzendorferstraße ein Arbeiter dem Räderwerk einer Maschine zu nahe, der Arm wurde von demselben erfaßt und das Fleisch fast vollständig heruntergerissen. Der Verwundete wurde im städtischen Krankenhaus aufgenommen.

— Der Postdampfer „Atlantia“ ist mit 98 Passagieren in Stettin von Kopenhagen am Dienstag und Freitag früh eingetroffen, und mit 87 Passagieren am Mittwoch und Sonnabend Mittags nach Kopenhagen zurückgegangen.

— In der Woche vom 19. bis 25. August wurden in der hiesigen Volksküche 1706 Mahlzeiten verabreicht.

Die heutige Vorstellung des „Bettelschaden“ im Elysium-Theater ist die letzte Sonntags-Aufführung der beliebten Operette.

— Um den vielen direkten und indirekten Anforderungen, welche dieserhalb an die Direktion des Bellevue-Theaters ergangen sind, Rechnung zu tragen, hat sich Herr Direktor Schirmer entschlossen, die so beifällig aufgenommene Posse: „Die Maschinenbauer“ von A. Weirauch heute als Sonntagsvorstellung in Szene geben zu lassen. Die Hauptrollen des unverwundlichen, durch seine gesunde und frische Komik ausgezeichneten Stückes befinden sich in den bewährten Händen von Hrn. Offeney (Brau Ronge), Hrn. Neumann (Joseph) und der Herren Direktor Schirmer (Hingius), Doff (Knobbe), Wandler (Nale). Wir machen auf diese Vorstellung ganz besonders aufmerksam.

— Am Dienstag findet im Bellevue-Theater das Benefiz unserer Nahten, Hrn. Margarethe Rupricht statt, zu dem dieselbe eine Aufführung des bekannten, lebenswürdigen Lustspiels „Ein Kind des Glücks“ von Charlotte Brach-Welster gewählt hat. Hrn. Rupricht ist als Darstellerin hier so beliebt und geschätzt, daß wir es uns wohl versehen können, zu ihrer Empfehlung noch Vieles hervorzuheben. Da die junge, talentvolle Dame einem ehrenvollen Rufe an das unter Herrn L'Arronge's Leitung stehende „Deutsche Theater“ in Berlin folgt, ist ihr Benefiz die beste Gelegenheit, der scheidenden Künstlerin durch einen zahlreichen Besuch für die vielen angenehmen Leistungen zu danken, die sie uns im Stadttheater, wie Bellevue Theater bot.

Kunst und Literatur.

Theater für heute. Elysiumtheater: „Der Bettelstudent.“ Große Operette in 3 Akten. Bellevue: „Die Maschinenbauer.“ Große Posse mit Gesang in 3 Akten. Montag: Elysiumtheater: „Der Bettelstudent.“ Große Operette in 3 Akten. Bellevue: „Die Fledermaus.“ Komische Operette in 3 Akten.

Bemerktes.

— Ein paar Broten schwäbischen Humors: (Der Unschuldige.) Hauptmann: „Da sehen Sie mal Ihren Straßengänger an, der ist ja so voll geschrieben, daß gar nichts mehr draufgeht.“ — Soldat: „Herr Hauptmann, denn hat i net dhan.“ — (Schon lange her.) Bauer: „Hochwürden, i möcht mei' nuls Aufgebot a'melde.“ Pfarrer: „Aber, Frieder, das ist etwas bald, Ihr habt doch eben erst Eure erste Frau begraben.“ Bauer: „Da, in vierzig Tag würd's ja scho' drui Wocha!“

— Eine boshafte englische Modeschristfellerin schrieb jüngst in einem ihrer Modeberichte: „In unserer Tracht sind wir Frauen jetzt die reinen Affen!“ Ein Blättchen, das diesen groben Ausspruch niedriger und bemerkt dazu: „Eine dümmere Unwahrheit haben wir nie gehört. Mag der Satz ja vielleicht auf die Autorin passen, das kann Niemand besser wissen, als sie selbst, aber für das übrige weibliche Geschlecht erweist sich diese Behauptung doch als unzutreffend, denn — wir haben Affinnen gesehen, welche Tournüren, Leibchen, Blumengärten auf den Köpfen, stehengebläupfte Arm-überzüge, anderer Leute Haar und für zwanzig Pfund Seidenwaaren auf dem Körper trugen!“ — Pfui, was für grobe Leute doch diese Engländer sind!

— Eine interessante Hochzeitsreise macht z. B. der russische Graf Scheremetjew, welcher neulich eine Gräfin Hyden heirathete. Dieser Krösus miethete sich einen ganzen Dampfer, nämlich den Dampfer „Dieg“, auf dem er mit seiner jungen Gattin seit dem 9. d. aus dem Volgaflusse seine Hochzeitsreise macht. Der Graf zahlt für die tägliche Benützung des Dampfers an die Dampfschiffahrts-Gesellschaft „Druzhina“ rund 300 Rubel und darf mit dem Dampfer fahren, wie und wohin er will. Auf dem Dampfer befinden sich auch zahlreiche Hochzeitsgäste, ein ganzes Musik-Orchester, 20 Sänger, ein Photograph, ein Arzt, Köche, Köchinnen, Dienstmoten etc. Das Landvöl ist nicht von allen Seiten zu der Wolga hin, um diese musikalische Hochzeitsreise des Grafen Scheremetjew anzusehen.

— Ein amerikanischer Methodistenprediger, zugleich ein eifriges Mitglied des Mäßigkeitsvereins, litt an Halsbeschwerden, und der Arzt ertheilte ihm den Rath, ein heißes Glas Wasser zu trinken. „O Gott,“ jammete der fromme Mann, „ich habe Zeit meines Lebens der Gemeinde und meiner Haushälterin Enthaltensamkeit von geistigen Getränken gepredigt und sollte jetzt selber? Die gute alte Marie würde, wenn ich heißes Wasser verlangte, sofort mein Vorhaben errathen.“ — „Verlangen Sie doch heißes Wasser zum Trinken,“ jagte der Doktor, und der Geistliche unterwarf sich. Nach einem halben Tage geht der Arzt an der Thür des Geistlichen vorüber, und da er die Haushälterin gebregt und finster blickend auf der Schwelle stehen sieht, so fragt er: „Wie geht's dem Herrn?“ — „Ist ver-rückt geworden,“ erwiderte die Alte. — „Wie das?“ — „Raschlich täglich dreißig Mal!“

Telegraphische Depeschen.

Ludwigsafen a. Rh., 25. August. Bei dem heutigen Frühaußen in der hiesigen katholischen Kirche hängte sich die Glocke aus, durchschlag alles unter ihr befindliche Gebälk und tödtete eine Person, eine zweite Person wurde schwer verletzt.

Kassel, 25. August. Sr. k. k. Hoheit der Kronprinz besichtigte heute Vormittag die hier garnisonirenden Truppentheile und empfing hierauf die Vertreter der S. a. i. die um eine Audienz nachgesucht hatten. Das Diner wird Sr. k. k. Hoheit bei dem kommandirenden General, General der Kavallerie v. Schlotheim, einnehmen.